

Über die Autorin:

Elizabeth Musser wuchs in Atlanta auf. Seit dem Abschluss ihres Studiums englischer und französischer Literatur an der Vanderbilt Universität in Tennessee ist sie als Missionarin tätig. Heute lebt sie mit ihrem Mann Paul in der Nähe von Lyon in Frankreich. Die beiden haben zwei Söhne.

Kapitel 1

Perri

Ich lernte Dobbs an dem Tag kennen, an dem meine Welt zusammenbrach. Es war das Jahr 1933. Für die meisten von uns im guten alten Amerika war die Welt schon vor Jahren zusammengebrochen. Aber ich hatte die letzten vier Jahre nahezu unversehrt überstanden. Ich war davon überzeugt, dass mir die Weltwirtschaftskrise in meinem kleinen Paradies nichts anhaben konnte.

Aber dann kam meine Welt mit quietschenden Bremsen zum Stehen, zeitgleich mit Herbert Hoover – am letzten Tag seiner Präsidentschaft. Die Banken brachen zusammen und rissen um mich alles mit sich.

Eigentlich fing der Tag gut an. Eine positive Spannung lag an diesem Samstag in der Luft. Ich hatte lange geschlafen, war aber trotzdem noch müde von der Feier der Studentenverbindung an der Georgia Tech. Mama weckte mich wie gewünscht um zehn, und nachdem ich Frühstückseier und Maisgrütze hinuntergeschlungen hatte, setzte ich mich zum Rest der Familie ins Wohnzimmer, wo auf der Anrichte unser Radio stand.

Die Kommentatoren beschrieben voller Begeisterung die Szenerie in Washington, D. C. „Menschenmassen drängen sich auf dem gut vier Hektar großen Areal, stehen auf den Bürgersteigen und Rasenflächen und warten auf den zukünftigen Präsidenten ...“

Mama, Daddy, meine jüngeren Geschwister Barbara und Irvin und ich rutschten so nah wie möglich ans Radio. Jimmy und Del-lareen, unsere schwarzen Diener, waren mit ihren fünf Kindern auch da. Mama hatte sie eingeladen, damit sie hören konnten, wie Mr Roosevelt seinen Amtseid ablegte. Normalerweise arbeiteten sie nur die Woche über bei uns.

Es war, als hielte Amerika die Luft an und wartete darauf, dass dieser neue Präsident uns von uns selbst erlösen würde. Ich war vor

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-452-3

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2011 by Elizabeth Musser

Originally published in English under the title

The Sweetest Thing

by Bethany House, a division of Baker Publishing Group,

Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

All rights reserved.

German edition © 2014 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Julian Müller

Umschlagbilder: © shutterstock.com / Janna Bantan; lipmandarin

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /

Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck und Bindung: CPI Moravia Books Pohorelice

www.francke-buch.de

Anspannung ganz nervös und Mama hatte ihr Sonntagslächeln aufgesetzt, aber Daddy machte keinen Hehl aus seiner düsteren Stimmung. Daddy war Banker und an jenem Morgen des 4. März 1933 hatte selbst die letzte Bank in den Vereinigten Staaten ihre Türen geschlossen. Das ganze Land fürchtete sich – na ja, *war gelähmt vor Angst*, traf es vielleicht besser.

Während wir auf die Antrittsrede warteten, ging Mama zu Daddy und gab ihm einen Kuss auf die Wange. „Holden, glaub mir, Mr Roosevelt kriegt das Land wieder auf Kurs.“

„Zu spät, Dot“, war alles, was er sagte.

Typisch, dachte ich und ärgerte mich, weil er drauf und dran war, diesen historischen Moment zu ruinieren. Auch wenn er Grund hatte, pessimistisch zu sein. Als Vorstandsmitglied der Georgia Trust Bank hatte er angesichts der Wirtschaftslage wenig Hoffnung auf ein Wunder.

„Er wickelt die Leute mit seinen schönen Worten um den Finger, dieser Roosevelt“, sagte Daddy. „Aber was er konkret machen will, hat er noch nicht ein einziges Mal gesagt. Seine Reden bestehen aus blumiger Rhetorik mit einem Schuss Humor. Aber was wirklich dahintersteckt, weiß kein Mensch.“

Mama tätschelte Daddys Hand und zuckte verständnisvoll mit den Schultern. Im Hintergrund hörten wir Musik und dann und wann leitete der Ansager kurze Werbepausen ein, in denen für Coca-Cola, Sears, Roebuck and Company oder Haverty's Furniture geworben wurde. Schließlich kam die Rede des neuen Präsidenten. Dellareen ermahnte zwei ihrer Jungs, die auf dem Boden saßen und sich zankten. Ich saß auf dem Wohnzimmerisch, die Füße auf Irvins Schoß, und niemand scheuchte mich runter.

Ich glaube, wir beteten alle um ein Wunder. Ganz Amerika brauchte eins – vom Banker bis zur Haushaltshilfe. Republikaner, Demokraten, Alte und Junge. Ich war ziemlich froh, dass Herbert Hoover nicht mehr Präsident war. Ich hatte genug von den Elendsvierteln, die wir nur „Hoovervilles“ nannten, und von hundert anderen Sachen, über die wir nur die Köpfe schütteln konnten. Der Gedanke an eine Veränderung ließ mein Herz höherschlagen.

Mr Roosevelts Stimme kam knisternd durch den Radiolautsprecher und wir beugten uns gespannt vor.

Dieses große Volk wird weiter durchhalten, wie es bisher durchgehalten hat, es wird wieder aufblühen und gedeihen. So lassen Sie mich denn als Allererstes meine feste Überzeugung bekunden, dass das Einzige, was wir zu fürchten haben, die Furcht selbst ist – die namenlose, blinde, sinnlose Angst, die die Anstrengungen lähmt, derer es bedarf, um den Rückzug in einen Vormarsch umzuwandeln.

Wir lauschten gebannt, verzückt – außer vielleicht Daddy –, ließen uns von seinem väterlichen Ton beruhigen und hörten die zuversichtlichen Ankündigungen, die in meinen Ohren wie der Startpunkt für ein Wunder klangen.

„Und Präsident Roosevelt demonstrierte diese Stärke und den Optimismus höchstpersönlich, indem er sich aus dem Rollstuhl erhob und trotz seiner Gehbehinderung über die Bühne zum Rednerpult schritt“, verkündete der begeisterte Radiosprecher nach Roosevelts Rede.

Ich hoffte, dass die Rede des neuen Präsidenten auch Daddys Laune heben würde. Er war im Lauf der letzten Monate immer mürrischer geworden. Normalerweise vertraute mir mein Vater vieles an, was seine Arbeit betraf, die mich immer wieder faszinierte. Aber in letzter Zeit war er viel allein im Arbeitszimmer gewesen und gestern Abend hatte ich gehört, wie er sich mit Mama über die Situation in den Banken gestritten hatte.

Mama blickte mit einer Portion Optimismus auf das Leben, was meinen vor sich hin brütenden Vater oft besänftigte. Manchmal machte seine finstere Laune seinen Haaren alle Ehre – sie waren kohlrabenschwarz und es war nicht ein graues dazwischen. Komisch, dass mein Vater, der so oft melancholisch war, jung und frisch aussah, während Mama Ringe unter ihren hübschen grünen Augen hatte und alle zwei Monate ihr dunkelblondes Haar färben lassen musste, ein Luxus, den wir nie als Luxus angesehen hatten, bis Daddy letzten Monat wütend nach Hause gekommen war und der armen Mama den Besuch im Schönheitssalon untersagt hatte.

Aber Mama war erfinderisch und schaffte es auch so, einen neuen Schnitt und neue Farbe zu bekommen – Dellareen konnte sich zum Glück gut damit aus und hatte schon vielen weißen

Damen die Haare gemacht. Ich hatte Dellareen dabei zusehen, wie sie ihr Gebräu anrührt hatte, und inständig gehofft, dass es funktionieren würde, damit meine Freunde aus Atlanta nicht auf den Gedanken kamen, bei den Singletons wäre die Armut ausgebrochen.

An jenem Samstag Anfang März hatte Präsident Roosevelt die Nation mit seinen Worten besänftigt und ich verspürte so etwas wie Hoffnung. Ich hatte Freunde, Partyeinladungen und Massen an Verabredungen, und der Präsident würde es schon irgendwie schaffen, die Wirtschaft wieder auf Trab zu bringen. Und die Banken. Oh, bitte, auch die Banken, vor allem die von Daddy.

„Perri, ich möchte, dass du mich nachher zum Bahnhof begleitest“, sagte Mama nach dem Mittagessen. Irvin war schon wieder nach draußen entwischt, um mit seinen Freunden Baseball zu spielen. Barbara besuchte ihre Freundin Lulu und Daddy war im Arbeitszimmer verschwunden.

Ich wollte eigentlich meine Freundin Mae Pearl besuchen, um sie zu fragen, was sie von Roosevelts Rede hielt. Missmutig verzog ich das Gesicht. „Och, Mama. Warum?“

„Josephine Chandler holt ihre Nichte aus Chicago ab. Sie wird den Rest des Jahres bei den Chandlers wohnen und aufs Washington Seminary gehen.“

„Sie fängt jetzt mit der Schule an? Im März?“

„Ich glaube, ihre Familie hat es ziemlich hart getroffen und Mrs Chandler hat angeboten, das Mädchen aufzunehmen und für eine ordentliche Schulbildung zu sorgen.“

Alle hat es hart getroffen, dachte ich und ärgerte mich darüber, dass Mama gerade meine Nachmittagspläne durchkreuzt hatte. Aber dieses Mädchen hatte echtes Glück. Die Chandlers lebten im größten Haus in unserer Nachbarschaft und veranstalteten fast jede Woche irgendein Fest. Ich kannte jede Menge Mädchen, die ihren Eistee im August liebend gern gegen einen Besuch im Haus der Chandlers eingetauscht hätten.

„Holden, wir nehmen den Buick“, rief Mama. Mein Vater musste wohl seine Zustimmung gegeben haben, denn kurz darauf fuhren wir schon in Daddys Zweitürer, dem Buick Victory Coupé, die Wesley Road hinunter in Richtung Peachtree Street zu den Chand-

lers. Daddy liebte sein Auto so sehr, dass er Mama eigentlich fast nie damit fahren ließ.

Dann hat er bestimmt wegen Mr Roosevelt gute Laune, dachte ich.

Mama war wie immer etwas nervös beim Fahren, aber obwohl das auf mich abfärbte, ließ ich mir nichts anmerken. Mrs Chandler wartete schon auf uns und ihr Fahrer stand bereit, um uns im Pierce Arrow Cabriolet zum Bahnhof zu bringen. Oh, was für ein elegantes Auto! Mrs Chandler stieg auf der Beifahrerseite ein und Mama und ich kuschelten uns auf dem Rücksitz aneinander, während der Frühlingswind uns die Haare durcheinanderwirbelte.

„Das Mädchen heißt Mary Dobbs Dillard. Sie ist sechzehn oder siebzehn und wird in deine Klasse gehen, Perri.“ Mrs Chandler drehte sich beim Reden um und ihr perfekt frisiertes Haar wehte etwas durcheinander. „Ich hatte sie jahrelang nicht gesehen und als ich dann letzten Herbst in Chicago war, musste ich feststellen, wie schwer es meinen Bruder und seine Familie getroffen hat. Ich bestand darauf, dass Mary Dobbs hierherkommt. Sie ist ziemlich intelligent und hat eine gute Schulbildung verdient.“ Mrs Chandler sah kurz nach vorn.

„Mein Bruder Billy meint es natürlich gut. Er möchte wohlthätig sein, aber ich hatte den Eindruck, seine Familie hungert, während er großzügig seine Almosen gibt. Ich wollte ja eigentlich die beiden jüngeren Schwestern auch herholen, aber Billys Frau Ginnie meinte, sie seien zu jung, um von zu Hause wegzugehen.“

Ich stellte mir Mrs Chandlers Nichte vor – dürr, hohläugig, schüchtern und ausgehungert. Mrs Chandlers Bruder sah in meiner Vorstellung aus wie der Mann auf Dorothea Langes Foto mit dem Titel „White Angel Breadline“. Darauf waren müde Männer zu sehen, die für Brot anstanden. In der Mitte war ein Mann der Kamera zugewandt. Er hatte einen abgewetzten Hut auf dem Kopf und lehnte sich über einen Holzzaun, auf dem eine Blechtasse stand, um die er die Arme gelegt hatte. Er sah bettelarm aus. Dorothea Lange war meine Heldin damals. Wie sie wollte ich auch fotografieren können.

Wir hielten vor dem stattlichen Bahnhof mit seinen Bögen und Türmchen. Mrs Chandler, Mama und ich beeilten uns, das Gleis ausfindig zu machen, an dem das arme Mädchen aus meiner Vor-

stellung gleich ankommen sollte. Ein paar Minuten später stieg Mary Dobbs Dillard in einer Wolke aus Rauch und Dampf aus dem Zug und es verschlug mir den Atem.

Ich war vom ersten Augenblick an von ihrer Erscheinung gefesselt. Mary Dobbs war das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen hatte, aber auf eigenartige, unkonventionelle Art. Ihre Haut war leicht gebräunt – und stand damit in starkem Kontrast zu der vornehmen Blässe, die bei uns Mode war. Ihre dichten, schwarzen Locken, die bis zur Taille reichten, trug sie offen. Ihre Augen waren tiefschwarz – wie große, ovalförmige Onyxsteine – und ihr Gesicht war genauso oval, mit hohen Wangenknochen und einer Haut, die noch nie ein Pickelchen verunstaltet hatte, da war ich mir sicher. Sie war zierlich und nicht besonders groß, aber zugleich wirkte sie stark und entschlossen. Das ausgebleichene dunkelblaue Baumwollkleid, das sie trug, hing an ihr herunter.

Vielleicht hatte ihre Familie ganz schön zu kämpfen, aber Mary Dobbs sah weder schüchtern noch kleinlaut aus. Sie stand gerade, die Schultern zurückgeschoben und auf ihrem hübschen Gesicht spiegelte sich Erstaunen.

„Hallo, Mary Dobbs“, sagte Mrs Chandler und legte ihr freundlich eine Hand auf die Schulter.

Mary Dobbs stellte ihren kleinen Koffer ab. Er war grauweiß, hatte etliche Schrammen und wies viele Gebrauchsspuren auf, um es positiv auszudrücken. Sie schlang die Arme um Mrs Chandler. „Ich freue mich ja so, endlich hier zu sein, Tante Josie!“

Etwas überrascht löste sich Mrs Chandler vorsichtig aus Mary Dobbs' Umarmung. „Na, na. Schön, dass du heil angekommen bist.“ Dann wandte sie sich an Mama und mich. „Mary Dobbs, ich möchte dir eine gute Freundin vorstellen. Das ist Mrs Singleton und das ihre Tochter Perri.“

Mary Dobbs begutachtete uns, zeigte ihre perfekten Zähne und griff nach meiner Hand, um sie im nächsten Moment kräftig zu schütteln. „Freut mich“, sagte sie, und fügte dann leise hinzu: „Mary sagt keiner zu mir. Ich heiße einfach *Dobbs*.“

Ich wurde rot.

„Also schön, Mary Dobbs“, sagte Mrs Chandler, „dann lasse ich den Chauffeur mal deine Taschen holen.“

Sie gab dem Fahrer ein Zeichen, aber Dobbs schüttelte den Kopf und zeigte auf ihren alten Koffer. „Mehr habe ich nicht.“

Mrs Chandler sah wieder ziemlich überrascht aus, aber nur für einen kurzen Augenblick. „Na schön, wenn das alles ist, dann können wir ja fahren.“ Der Fahrer nahm den Koffer und ging uns voraus.

Auf dem Weg nach Hause saß ich zwischen Mama und Dobbs. Fasziniert beobachtete ich, wie ihre lange schwarze Mähne wie eine Fahne auf der Maiparade im Wind flatterte. Ich kannte kein anderes Mädchen mit langen Haaren.

Mama stieß mich heimlich an, was wohl so viel bedeuten sollte wie *Sag irgendwas, Perri!* Also fragte ich: „Warst du schon mal in Atlanta?“

„Ein oder zwei Mal, vor langer Zeit. Ich kann mich nicht mehr an viel erinnern, aber mein Vater hat mir einiges über Atlanta erzählt.“

„Dann kommt er von hier?“

Dobbs sah mich zweifelnd an. „Natürlich. Mein Vater ist doch Mrs Chandlers Bruder. Er ist in dem Haus aufgewachsen, in dem sie wohnt.“

Mir wurde heiß. *Natürlich. Was für eine dumme Frage!*

Ich wollte ihr sagen, was für ein großes Glück sie hatte, in dieses riesige Haus zu ziehen, aber das wäre nicht höflich gewesen. Und egal, welche Fehler ich sonst haben mochte, ich wusste, wann ich höflich zu sein hatte, vor allem jetzt, wo Mama neben mir saß. Ich wollte Dobbs nach ihrem Leben in Chicago fragen, aber angesichts dessen, was Mrs Chandler erzählt hatte, wäre das wohl auch unhöflich gewesen.

Also herrschte Schweigen.

Mama versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen. „Perri, Liebes, warum erzählst du Mary Dobbs nicht ein wenig von deiner Schule, von den Mädchen in deiner Klasse? Das interessiert sie bestimmt.“

Ich machte ein finsternes Gesicht. Es schien sie nicht nur zu interessieren, sie schien geradezu gierig danach zu sein. Ihre Augen waren groß vor Erwartung und das störte mich. „Die Schule heißt Washington Seminary. Das weißt du bestimmt schon ...“

„Oh ja!“, unterbrach mich Dobbs. „Washington Seminary, dabei

ist es gar kein Seminar. Es ist eine ‚erstklassige und schöne Schule für Mädchen‘ – oder so ähnlich. Es gibt dreißig gut ausgebildete Lehrer und vier Parallelklassen und es gibt einen Französischklub und einen Spanischklub und außerdem alle möglichen Sportarten: Basketball und Hockey und ein Schwimmteam und das Maifest wird groß gefeiert ...“

Ich starrte sie mit offenem Mund an. Sie klang wie eine Werbebroschüre und sprach mit einem Akzent, der definitiv nicht den Südstaaten entstammte.

Dobbs lächelte mich fröhlich an. „Tante Josie hat mir das letzte Jahrbuch geschickt. Ich hab’s durchgelesen. *Facts and Fancies*.“

„Oh. Dann weißt du ja alles. Viel mehr kann ich auch nicht sagen.“

Mama warf mir einen missbilligenden Blick zu, aber ich zuckte nur mit den Schultern.

„Nein, ich weiß noch längst nicht alles“, meinte Dobbs freundlich. „Erzähl mir doch ein bisschen von dir.“

Ich verspürte kein Bedürfnis, mit diesem überdrehten Mädchen zu reden, aber Mama versetzte mir einen Stoß in die Rippen. Ich verdrehte die Augen. „Ich bin siebzehn, vorletzte Klassenstufe, wir sind zweiunddreißig in der Klasse. Ich schreibe für *Facts and Fancies*, ich fotografiere. Ich bin Vorsitzende des Rotkreuzklubs, stellvertretende Klassensprecherin und in der Phi-Pi-Studentinnenverbindung. Mit meinen Freundinnen gehe ich zwei oder drei Mal in der Woche zum Tanz. Da treffen wir dann die netten Jungs von der Jungenschule, die den langweiligsten Namen der Welt hat – Boys High – und von den Colleges in Atlanta – Georgia Tech und Emory und Oglethorpe. In meiner Klasse gehen sogar schon einige Mädchen fest mit einem Jungen aus.“

Nach der Schule gehen wir oft zu Jacob’s Drugstore und bestellen uns eine Coca-Cola oder etwas anderes. Ich reite gern. Und ich liebe die Fuchsjagd. Sagen wir einfach, mir wird selten langweilig.“

Dobbs hatte mich die ganze Zeit mit einem winzigen Lächeln auf den Lippen beobachtet. Jetzt legte sie den Kopf schief und sah mich mit ihren schwarzen Augen durchdringend an. Dann sagte sie: „Vielen Dank für diesen Monolog, Perri Singleton. Aber ich

wette, zu dir gibt es noch viel mehr zu sagen. Ich freue mich schon darauf, dich *wirklich* kennenzulernen.“

Ich funkelte sie wütend an, schob das Kinn nach vorn und drehte mich empört zu Mama um, die immer sagte, wenn ich wütend sei, würden aus meinen Augen Blitze schießen und jemanden suchen, den sie verbrennen konnten.

Dobbs schien das alles nicht zu merken. „Tante Josie, war Roosevelts Rede nicht grandios? ‚*Das Einzige, was wir zu fürchten haben, ist die Furcht selbst!*‘ Er macht unser Land wieder ganz. Ich weiß es einfach! Es ist genau, wie er sagt: Wir haben genug, wir haben nur unsere Ressourcen falsch eingesetzt.“

Dobbs saß da in ihrem Lumpenkleid und redete in einem fort über den „religiösen Unterton in Roosevelts Rede“ und wie er das Gefühl des amerikanischen Volkes in Worte gekleidet habe. Mrs Chandler hatte sich zu ihr umgewandt, sah aber eher so aus, als würde sie sich mehr Sorgen wegen eines Krampfs im Nacken machen.

Sie will bloß Mrs Chandler beeindrucken, dachte ich.

Schließlich schoss ich einen meiner Blitze in Dobbs’ Richtung, den sie mit einem Lächeln parierte. „Wie fandest du denn die Rede?“ Ich reagierte nicht, selbst nachdem Mama mich zweimal mit dem Ellbogen angestoßen hatte und so fuhren wir schweigend weiter.

Gott sei Dank erreichten wir kurz darauf das Haus der Chandlers. Ich murmelte: „Hat mich gefreut“, und Dobbs erwiderte: „Gleichfalls. Bis Montag in der Schule.“

„Was für eine komische Person“, meinte ich zu Mama, als wir mit dem Buick wieder in unsere Straße einbogen. „Sie ist so überdreht, findest du nicht auch? Plappert in einem fort über den neuen Präsidenten in ihrem Kartoffelsackkleid und mit diesem schäbigen Koffer. Ich bin so froh, dass wir am Washington Seminary Uniformen tragen. So bleibt den Mädchen ihr Kleiderschrank erspart.“

„Shh, Perri. Ja, sie ist anders, aber ich glaube, sie freut sich einfach so, hier zu sein. Denk doch nur, woher sie kommt. Sie wird sich sicher gut eingewöhnen. Ich möchte, dass du sie am Montag ein paar der Mädchen vorstellst. Und fälle dein Urteil über sie nicht vorschnell, ja?“

Typisch Mama. Sie ergriff immer erst einmal Partei für jeden.
Für mich war Dobbs jetzt schon ein rotes Tuch.



Wir kamen zu Hause an und Mama stellte den Wagen in der Einfahrt ab. „Holden, Liebling“, rief sie fröhlich, als wir im Flur standen. „Es ging alles gut mit dem Coupé. Kein Kratzer, keine Beule! Aber ich habe das Auto in der Einfahrt stehen gelassen, wie du wolltest. In die Garage manövrieren darfst du es.“ Sie erzählte munter weiter und ging in Daddys Arbeitszimmer.

Ich war gerade auf dem Weg nach oben, als Mama aufschrie. Mit einer Hand vor dem Mund und in der anderen ein Blatt von Papas Briefpapier kam sie zurück in den Flur getaumelt. „Dein Vater ... Wir müssen deinen Vater finden!“ Sie stürzte aus dem Hinterausgang zur Garage.

Beim Anblick von Mamas verstörtem Gesicht wurde mir schwindlig und ich hörte mein Blut in den Adern pochen. Ich folgte ihr aus der Tür, rannte aber in die entgegengesetzte Richtung – über die Wiese hinter dem Haus zu den Ställen, wo Daddys Pferde waren. Reiten und die Fuchsjagd waren seine Lieblingsbeschäftigungen und ich dachte, er wäre vielleicht ausgeritten. Schwungvoll stieß ich die Stalltür auf. Der lange Gang war leer, abgesehen von ein paar Heuhalmern, die der Stallbursche wohl beim Füttern am Morgen verloren hatte. Die Pferde, alle fünf, traten in ihren Ställen nervös von einem Bein aufs andere und wiherten.

„Was ist denn los, mein Großer?“, fragte ich Windchaser, Daddys Lieblingspferd, und streichelte ihm die Stirn. Plötzlich fiel mein Blick auf etwas Braunes in der Sattelkammer. Ich ging näher heran und erkannte Daddys feinen Quastenlederschuh, der auf der Seite lag, zwischen Heu und Spänen. Dann sah ich nach oben. Daddys lebloser Körper hing an einem der Dachbalken. Er hatte ein Pferdehalfter um den Hals. Seine langen Beine im dunkelgrauen Zwirn baumelten langsam hin und her, an einem Fuß fehlte der Schuh. Ich schrie und konnte nicht mehr aufhören.

Dann wurde ich ohnmächtig.



So haben sie mich gefunden, Jimmy, Dellareen und Ben, ihr ältester Sohn. Ben spritzte mir Wasser ins Gesicht und ich kam wieder zu mir. Ich sah noch, wie Dellareen nach draußen zu Mama stürzte, sie an der Taille fasste und vom Stall wegzog. Mama versuchte sich frei zu machen, aber Dellareens starke Arme hielten sie fest und zogen sie fort, während Mama mich verzweifelt ansah und „Holden, Holden, Holden!“ schrie.

Ich erinnere mich an die wilde Entschlossenheit in Dellareens Gesicht und wie sie „Das is nichts für Sie, Miz Dorothy“ fauchte.

Dann hob mich Jimmy auf, der genauso schlank war wie Dellareen, trug mich zurück ins Haus und legte mich auf das Sofa im Wohnzimmer. Dellareen kam mit einem feuchten Tuch für meine Stirn.

Ich vermute, Jimmy und Ben holten Daddy runter.

Der Nachmittag verschwamm zu einer nicht enden wollenden Parade aus Menschen, die bei uns ein- und ausgingen. Ich war heilfroh, dass Barbara und Irvin noch nicht wieder da waren. Wie ein alter Holzklotz saß ich unbeweglich auf dem Sofa und sah die Leute wie im Nebel an mir vorbeiziehen. Mrs Chandler und ihr Diener kamen zuerst, dann Daddys Geschäftspartner aus der Bank. Später tauchte Mr Robinson, Daddys Freund und Steuerberater, auf und Mr Chandler kam vom Golfplatz in Knickerbocker und Polohemd. Mehr und mehr Menschen kamen, und mit ihnen Körpergeruch, Schweiß und Trauer, die sich vermischten und die untere Etage füllten.

Nach einiger Diskussion rief Mrs Chandler bei Lulu an, wo Barbara zu Besuch war, und danach den Trainer von Irvins Baseballteam, und bat darum, dass die Kinder noch bis nach dem Abendessen dortbleiben durften.

Später ging Mrs Chandler mit Mama nach oben und irgendwann hörte ich Mama wehklagen: „Die arme Perri! Und wie soll ich das erst Barbara und Irvin beibringen?“

Ich saß noch immer wie ein Klotz auf dem Sofa, die Arme um mich geschlungen und fühlte mich einfach nur taub, aber als ich Mamas Stimme hörte, erwachte ich zum Leben. „Ich sage es ihnen.“

Kapitel 2

Dellareen sah mich erschrocken an und schüttelte den Kopf. „Oh nein, Miz Perri. Das ist nicht deine Aufgabe.“

„Aber ich möchte. Ich *muß*. Mama schafft das nicht. Das weißt du.“ Ich hatte noch nicht eine Träne vergossen, aber mein Gesicht glühte und ich konnte die roten Flecken auf meinen Wangen spüren.

Dellareen drückte mir mit sorgenvoller Miene die Hand. Ihre Stirn glänzte und ihre Dieneruniform, die sonst stets tadellos war, hatte unter den Achseln Schweißflecken.

Dellareen kannte mich schon, als mich „noch eine Mücke umpusten konnte“, wie sie immer sagte, und auch an diesem Tag konnte sie meine Gedanken lesen. „Das ist nicht deine Aufgabe, Miz Perri! Verstehst du? Ich weiß, du hast deinen Papa geliebt und er liebte dich, aber diese Last auf deinen Schultern, nein, das würde er nicht wollen.“

Jetzt strömten die Tränen über mein Gesicht und ich ließ mich von Dellareen in den Arm nehmen. „Ich möchte zu Mama“, presste ich schließlich an meinem Kloß im Hals vorbei.

Mama saß oben in ihrem Bett und Mrs Chandler war an ihrer Seite. Ihr hübsches gepudertes Gesicht war mit Wimperntusche verschmiert und sie weinte still. Als sie mich sah, streckte sie die Arme aus. „Perri, Perri.“ Dann flüsterte sie Mrs Chandler zu: „Perri hat ... Perri war diejenige, die ihn im Stall ...“

Mama zog mich zu sich heran und schlang die Arme um mich. Unbeholfen stand ich einige Zeit vornübergebeugt da, spürte ihre schmalen Ärmchen, das Gewicht ihres Körpers, der sich an mich klammerte, als ginge es um Leben und Tod. Ich hielt sie fest und schaffte es irgendwie zu sagen: „Es wird alles gut, Mama. Irgendwie wird alles wieder gut.“

Nichts wird wieder gut, dachte ich, es sei denn, ich Sorge dafür. Von nun an hängt alles an mir.

Dobbs

Manches weiß ich einfach. Keine Ahnung, warum. Ich weiß es leben. Von dem Augenblick an, als Mutter (und schließlich auch Vater) darauf bestanden, dass ich nach Atlanta gehen solle – Atlanta! Südstaaten! –, wusste ich, dass diese Entscheidung für meine ganze Familie Konsequenzen haben würde.

Zuerst war ich natürlich dagegen. Ich mache die Dinge eben gern auf meine Art. „Tante Josie meint es bestimmt gut“, sagte ich zu meinen Eltern. „Und das mit der Schulbildung ist auf lange Sicht sicher auch toll. Aber was ist mit euch? Ich kann euch doch nicht hier mit Coobie und Frances in Chicago allein lassen und in Atlanta herumscharwenzeln, während ihr nicht wisst, wie das Essen auf den Tisch kommen soll!“

Vater sagte die Worte, die mich immer überzeugten. „Das gehört zu seinem Plan, Dobbs. Es ist richtig so.“

Sein Plan! Ich liebte Pläne und vor allem diesen, den Vater meinte: Die Verkündigung der Guten Nachricht von Gott, bei der wir Menschen mitwirken dürfen. Also stieg ich brav in den Zug nach Atlanta, nur mit einem kleinen Kofferchen und einem Kopf voller Ideen, Abenteuerlust und der Aussicht auf eine neue Welt, die es zu erobern galt! Roosevelts Rede brachte meine Begeisterung zum Siedepunkt. Beim Umsteigen an jenem Morgen konnte ich sie im Radio hören. Der Schaffner ließ den Zug extra später abfahren, damit niemand etwas verpasste. *Franklin D. Roosevelt ist Gottes Mann für diese Zeit*, spukte es mir auf dem letzten Stückchen nach Atlanta durch den Kopf. *Er holt unser Land aus dem Schlamassel!*

Vater meinte immer, wir steckten in diesem Schlamassel – oder der Großen Depression, wie manche sagten –, weil der Mensch habgierig sei, Gott das bestraft habe und noch alles Mögliche andere. Wahrscheinlich hatte er recht, aber mit Roosevelt als Präsidenten

konnte Amerika die Kurve kriegen und noch mal von vorn anfangen, da war ich mir sicher.

Also stieg ich mit einem breiten Lächeln aus dem Zug und freute mich auf den Neuanfang für mich und für Amerika. Tante Josie und ihr Chauffeur holten mich mit Mrs Singleton und ihrer Tochter vom Bahnhof ab.

Das Erste, was ich spürte, war dieser gewisse Blick. Zuerst kam er von Tante Josie, dann von Mrs Singleton und auch von Perri. Missbilligung. Erstaunen. Schließlich Mitleid. Aber sie fingen sich schnell und wir fuhren mit einem der schönsten Autos, das ich je gesehen hatte, nach Hause. Tante Josie saß vorn beim Fahrer, ich glaube, er hieß Hosea, und ich saß mit Mrs Singleton und Perri hinten. Wie immer musste ich gleich losplappern. Tante Josie hat höflich zugehört. Ich habe viel geredet, aber nebenbei merkte ich sehr schnell, was die anderen dachten. Von Perri Singletons Gesicht konnte ich es sofort ablesen – sie mochte mich nicht. Jedenfalls noch nicht.

Hosea bog irgendwann in eine Toreinfahrt ab, die von zwei Steinsäulen eingefasst war und gut auf eine römische Piazza gepasst hätte. Vater hatte ja versucht, mich auf das Haus der Chandlers vorzubereiten, er hatte mir alles beschrieben und sogar ein altes Foto gezeigt, aber als ich das Haus sah, fiel mir die Kinnlade herunter. Ich starrte auf ein großes, herrschaftliches Gebäude, das mit seinem weißen Putz auch dem englischen Adel hätte gehören können.

Hosea parkte rechts neben dem Haus unter einer Art Dach. Meine Tante nannte es die „porte cochère“, was wohl Französisch sein musste, wie mir später auffiel, aber sie zog die Silben so lang – *portej coh-sheah* –, dass es mir absolut nichts sagte.

Als wir anhielten, sprang Perri förmlich aus dem Wagen. Vielleicht dachte sie, ich hätte Läuse oder sonst irgendeine schlimme Krankheit, die man bei Armut bekommt. Jedenfalls stieg sie mit ihrer Mutter in ein anderes Auto und die beiden fuhren weg, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich stieg aus dem Cabriolet und folgte Tante Josie, die mit mir eine Runde auf dem Gelände drehte, um mir alles zu zeigen. Unzählige Morgen Land umgaben das imposante Haus. Links waren die Garagen für die Autos und dahinter Ställe, in denen Pferde, eine

Kuh und ein Schwein lebten. Noch weiter hinten gab es Felder, einen großen Gemüsegarten und weiter links die Unterkunft der Diener.

Tante Josie schirmte die Augen gegen die Sonne ab und zeigte in eine Richtung. „Den Hügel hinunter, dort rechts bei dem kleinen See, steht das Sommerhaus. Es ist wunderschön dort. Wenn wir im Sommer Gesellschaften geben, spielt dort immer das Orchester.“

Sie sagte das ohne jeden Anflug von Überheblichkeit, also nickte ich, als fände ich es völlig normal, in einer herrschaftlichen Villa auf einem riesigen Landgut zu leben und Partys zu geben, bei denen eine echte Kapelle spielte.

In Atlanta war der Frühling in vollem Gang. Der Hartriegel und die Azaleen schlugen aus, die Luft war mild, die Osterglocken wiegten ihre gelben Köpfchen hin und her, der Himmel war pastellblau und der Duft der Hyazinthen kitzelte mir in der Nase. Ich streckte die Arme aus, wirbelte herum und sog alles auf. Frische Luft und Neubeginn! Ich konnte gar nicht mehr aufhören. Aber Tante Josie hatte gleich wieder diesen gewissen Blick, also lief ich mit ihr zurück zur porte cochère und wir gingen ins Haus.

Tante Josie war ziemlich drall. Oder sagen wir, ihre Bluse war wohlgefüllt. Oder eben, sie war vollbusig. Sie hatte die typische Dillard'sche Nase wie Vater, gerade und lang, und seine dunkelbraunen Augen, auch wenn sie nicht so strahlten und voller Leben waren wie seine. Ihr Haar war hübsch und haselnussbraun, etwa wie Vaters, bevor er die Hälfte verloren hatte und der Rest grau geworden war.

Alles in allem war Tante Josie eine große, beeindruckende Frau. Sie trug ein maßgeschneidertes Seidenkleid und Perlenschmuck und kam mir vor wie jemand, den man gern um sich hat, wenn man hundert Leute zu sich nach Hause einlädt und Eindruck machen will, aber weniger wie eine Freundin, mit der man von Frau zu Frau über einen Jungen sprechen konnte. Was sehr schade war, weil ich nämlich genau das sehr gern getan hätte. Ich platzte fast vor Verlangen, jemandem von Hank zu erzählen. Aber ich verkniff es mir.

Als Tante Josie uns im Oktober in Chicago besucht hatte, war ich ihr zum ersten Mal seit Jahren wieder begegnet. Der Besuch war ein einziges Desaster gewesen, um es milde auszudrücken. Sie hatte gesehen, wie ihr kleiner Bruder und seine Familie lebten, dass im

Eisschrank nichts zu essen war, hatte den Zustand unserer Kleidung gesehen und war wütend auf Vater geworden.

„Du predigst anderen Leuten und kümmerst dich noch nicht einmal um deine eigene Familie? Hast du deine Bibel nicht gelesen? Paulus nennt dich einen Ungläubigen!“

Vater war das ziemlich nahegegangen, aber Mutter hatte zu ihm gehalten und gemeint, Gott würde sie zu den Armen rufen, nicht zu den Reichen, und sie könnten wohl kaum den Opferteller bei denen herumgehen lassen, denen es sowieso schon schlecht ging. Gott würde sicher für sie sorgen.

Am Tag nachdem Tante Josie wieder abgefahren war, kam ein Mann und gab Vater einen Umschlag mit zwanzig Dollar darin. Wir jubelten vor Freude. Gott hatte uns nicht im Stich gelassen. Außerdem hatte Tante Josie einen ganzen Beutel mit Kleidung für Coobie und Frances und mich dagelassen und sie hatte genug Essen für zwei Wochen gekauft. Ob ihr wohl klar war, dass Gott auch durch sie für uns sorgte?

Die Eingangshalle im Haus meiner Tante war von oben bis unten mit dunklem, glänzendem Holz getäfelt und die Decke sah aus wie aus einem Geschichtsbuch über die Renaissance. Über der Feuerstelle prangte ein gewaltiger Kaminsims. Ich wollte stehen bleiben und alles auf mich wirken lassen, aber Tante Josie war schon nach rechts gegangen und auf dem Weg nach oben. Die Treppe war zweigeteilt und lief in geschwungenen Bögen über den Eingang mit der porte cochère. An den dunklen Wänden hingen große Ölgemälde, auf denen wohl Familienmitglieder abgebildet waren. Die meisten blickten ziemlich ernst drein, aber auf einem entdeckte ich Vater als Kind mit einem kleinen Hund auf dem Schoß.

„Also, hier ist dein Schlafzimmer, Mary Dobbs. Ich hoffe, es gefällt dir. Das Bad daneben gehört nur dir und es sind frische Handtücher und Bettbezüge im Schrank. Parthenia, das Dienstmädchen, wechselt alles zweimal pro Woche. Du kannst deine Kleider in die Kommode und den Schrank tun. Ich habe dort schon ein paar andere Dinge für dich hineingelegt. Das Telefon im ersten Stock ist in meinem Zimmer. Wenn du jemanden anrufen möchtest, sag mir Bescheid. Dein Onkel Robert sieht es zwar nicht gern, wenn wir allzu häufig Ferngespräche führen, aber du willst deinen Eltern be-

stimmt Bescheid geben, dass du gut angekommen bist.“ Sie kräuselte die Nase und ihre Mundwinkel gingen leicht nach unten. „Deine Eltern haben kein Telefon, oder?“

„Nein, leider nicht.“

„Dann schicken wir ein Telegramm.“

In diesem Moment klingelte das Telefon. „Entschuldige“, sagte Tante Josie und eilte den Flur hinunter.

Ich ging in mein Zimmer und musste feststellen, dass Gott wieder einmal sehr gut für mich gesorgt hatte. Das Zimmer war fast so groß wie unsere ganze Wohnung in Chicago. Große Fenster gaben den Blick nach hinten raus frei. Ich konnte die Ställe sehen, das Quartier der Diener, und wenn ich ein Fenster öffnete und mich auf Zehenspitzen so weit wie möglich hinauslehnte – was ich natürlich sofort tat –, auch das Sommerhaus am kleinen See. Ich schloss das Fenster wieder, drehte mich lachend um meine eigene Achse, ließ mich schließlich auf das große Bett mit der weichen Daunendecke fallen und starrte an den weißen Baldachin.

Da fielen mir auf einmal Mutter und Vater und Coobie und Frances ein, die zusammengepfertcht in unserer kleinen Wohnung hausten. Mutter hatte das letzte Huhn vor drei Tagen gekocht und bevor sie mich zum Zug gebracht hatten, hatten wir die Knochen für eine Hühnersuppe bis zum letzten Fetzen Fleisch geplündert und ausgekocht. Ich stellte mir vor, wie sie jetzt hungerten und wäre am liebsten in den nächsten Zug nach Chicago gestiegen.

Plötzlich tauchte Tante Josie wieder im Flur auf. „Hosea! Hosea! Schnell! Ja, komm. Es gibt ein Problem. Ein großes Problem.“ Fast als Nachsatz blieb sie vor meiner Tür stehen. Ihr rundes Gesicht war bleich. „Ich muss los. Es ist ... etwas ganz und gar Schreckliches ...“ Sie ließ den Satz unvollendet und ich hörte ihre Absätze die Treppe hinunterklackern. Völlig verdattert blieb ich zurück.



Gespannt wartete ich darauf zu erfahren, was passiert war, aber sie kam nicht mehr nach oben. Kurze Zeit herrschte im Haus Aufruhr und Tante Josie rief Hosea und noch jemandem etwas zu, dann

hörte ich die Eingangstür zuschlagen. Ein Motor heulte auf und das Haus war still.

Ich versuchte mir angestrengt vorzustellen, was meine Tante so durcheinandergebracht haben könnte. Hatte Onkel Robert wieder Probleme mit dem Herzen? Ursprünglich hatte ich schon Anfang Januar nach Atlanta kommen sollen, rechtzeitig zum Schulbeginn am Washington Seminary, aber am zweiten Weihnachtsfeiertag war Onkel Robert vor dem Weihnachtsbaum ohnmächtig geworden. Herzinfarkt. Es hatte zwei Monate gedauert, bis er sich einigermaßen erholt hatte und ich kommen konnte.

Irgendetwas Schlimmes musste passiert sein, aber es hatte wenig Sinn, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, also dachte ich an Hank. Meinen Hank! Tagsüber arbeitete er in einer Stahlfabrik, abends drückte er die Schulbank und predigte mit Vater in der kleinen Kirche. Ich fragte mich, ob er es tatsächlich ernst gemeint hatte – dass er auf mich warten würde. Ganz bestimmt. Bei manchen Dingen spürte ich einfach, dass es richtig war.

Ich hatte Mutter und Vater eigentlich noch von Hank erzählen wollen. Erst war ich mir sicher gewesen, dass sie schon etwas gemerkt hatten, aber dann wieder nicht.

Coobie, die kleine Göre, hatte natürlich etwas gemerkt. Kurz bevor ich in den Zug gestiegen war, hatte sie mir zugeflüstert: „Und? Hat er dich schon geküsst?“

Ich war rot geworden und mein Gesichtsausdruck musste mich verraten haben. Jedenfalls klatschte sie begeistert in die Hände und quiekte, wie nur sie es konnte: „Ich wusste es!“

Ich schloss die Augen und erinnerte mich an unser erstes Treffen. Hank stand in der Gasse hinter unserem Haus, in seinem weißen Baumwollhemd, Overall und mit einem breiten Lächeln. Das erste Mal, als er mich so anlächelte, bekam ich einen Hustenanfall. Ich konnte den Blick nicht von seinen lavendelblauen Augen abwenden, die so hübsch waren, als wäre der wolkenlose Himmel herabgeschwebt und hätte sie mit Lachen und Leben gefüllt. Seine dunkelblonden Haare waren glatt und hatten schon länger keine Schere mehr gesehen, aber durch die Stirnfransen, die ihm über die Augenbrauen hingen, wirkte er nur noch interessanter.

„Hallo, ich bin Hank Wilson“, sagte er. „Ich suche Reverend

William Dillard.“ Er schaute auf einen Zettel und lächelte mich schon wieder so an.

Ich kicherte nervös und versuchte mich zusammenzureißen. „Da sind Sie hier ganz richtig. Kommen Sie rein, ich bringe Sie zu ihm.“ Ich winkte ihm und fügte hinzu: „Ich bin übrigens seine Tochter, Mary Dobbs.“

„Freut mich sehr, Mary Dobbs.“

Wir gingen in unser Haus und hoch in den ersten Stock. „Alle nennen meinen Vater Reverend Billy“, erklärte ich, während ich die Tür zu unserer Wohnung aufschloss.

Achtzehn Monate war das nun her, ich war gerade sechzehn geworden und er schon zwanzig. Am liebsten hätte ich damals noch im Treppenhaus gesagt: „Ich werde dich heiraten.“ Aber ich hielt natürlich den Mund. Ich konnte schon immer gut meinen Mund halten, wenn es drauf ankam.

„Henry ‚Hank‘ Wilson“, rief ich in das leere Haus der Chandlers hinein. Er hatte mir versprochen, mir sofort nach meiner Abreise zu schreiben, und ich fragte mich, wie lange wohl ein Brief von Chicago nach Atlanta brauchte.

Nachdem ich meinen kleinen Koffer ausgepackt hatte – der Inhalt passte in zwei Schubladen der Kommode –, öffnete ich den Kleiderschrank. Darin hingen drei Schuluniformen und zwei Kleider – hübsche, feminine Kleider von der Sorte, wie ich sie nie zu besitzen geträumt hätte. Hatte Tante Josie die etwa für *mich* gekauft? Ich befühlte den kühlen, teuren Stoff. Das eine war hellrosa mit kleinen weißen Blümchen, hatte ein enges Mieder, einen übergroßen Gürtel, einen weißen Rüschenkragen und umgeschlagene Ärmelbündchen nach der allerneusten Mode!

Ich nahm es vorsichtig vom Bügel, zog mich schnell aus und schlüpfte hinein. Es saß wie angegossen. Ungläubig schloss ich den Gürtel und betrachtete mich im großen Spiegel auf der anderen Seite vom Bett. War das wirklich ich? Ich sah aus wie eine Frau, mit weiblichen Kurven an den richtigen Stellen. Wenn Hank mich nur so hätte sehen können! Das Preisschild hing noch dran und ich bekam große Augen. Meine Familie hätte zwei Monate davon satt werden können, so teuer war das Kleid gewesen.

Am liebsten wäre ich in diesem Kleid wie ein Filmstar von einem

Zimmer ins andere getanz, aber ich hatte Angst, jemand könnte mich dabei erwischen. Etwas beschämt schlüpfte ich wieder in mein altes Kleid, warf einen Blick in den Spiegel und verstand nun, warum die Singletons und Tante Josie mich so mitleidig angeschaut hatten. Mutter hatte mir das blassgrüne Kostüm aufdrängen wollen, das sie bei Vaters Erweckungsgottesdiensten trug, aber ich hatte mich geweigert.

„Du bist manchmal so stur, weißt du das? Tante Josie fällt in Ohnmacht, wenn sie dich in dem alten Ding da sieht“, hatte Mutter gesagt, aber ich war hart geblieben. Nun, immerhin hatte sie fast recht behalten.

Ich schlenderte durch den breiten Flur mit den vielen Türen. Die Wände waren mit einer schönen Blumentapete verziert und rechts und links neben dem kleinen Tisch am Kopf der Treppe hingen goldene Wandleuchten. Über dem Tisch entdeckte ich ein weiteres Porträt und erkannte Grandma Dillard. Auf dem Tisch lag ein großes Buch mit dem Titel *Die Vogelwelt Amerikas* von John James Audubon. Ich blätterte darin und sah mir die prachtvollen bunten Zeichnungen an.

Später warf ich heimlich einen Blick in das Schlafzimmer meiner Tante und meines Onkels – es war noch größer als meins – und ging sofort zum Schminktisch mit dem kleinen Spiegel. Familienfotos in Silberrahmen standen sauber aufgereiht neben dem silbernen Kamm- und Bürstenset. Ich ging näher an eins der Bilder heran. Tatsächlich, dort saß Vater als Kind auf Tante Josies Schoß. Ich war etwas erleichtert, dass Tante Josie trotz ihrer Missbilligung für den Beruf meines Vaters offensichtlich genug für ihn empfand, um ein gemeinsames Bild in ihrem Zimmer stehen zu haben.

Langsam ging ich zurück in den Flur und über die Treppe in die große Eingangshalle mit den getäfelten Wänden. Zur Rechten lag ein Raum mit hohen Decken und einem Flügel, noch einem Kamin und mehreren edlen Möbeln – Ohrensessel und Sofas, die ich nur aus Romanen und Zeitschriften von meinen Klassenkameradinnen kannte.

Ich wanderte von Zimmer zu Zimmer, jedes auf seine eigene Art und Weise elegant, bis ich schließlich in die Küche kam. Und was für eine Küche das war! Der weiße Eisschrank war fast so groß wie ich, in den Backofen passten fünf Hühnchen nebeneinander und

das Abwaschbecken war aus Porzellan! Niemand war zu sehen, obwohl man dem glänzenden dunkelgrünen Tisch schon die ersten Vorbereitungen für das Abendessen ansah.

Ich beugte mich gerade neugierig über das Waschbecken, als hinter mir eine Stimme ertönte. „Hallo. Sie sind Miz Chandlers Nichte, stimmt’s?“

Ich drehte mich um und entdeckte ein schwarzes Mädchen, das mich anstarrte. Es war vielleicht acht oder neun, hatte viele kleine Zöpfchen mit bunten Schleifen und trug eine blaue Dienstmädchenuniform mit weißer Schürze.

„Hallo. Ja, stimmt. Ich heiße Mary Dobbs Dillard.“

„Das weiß ich. Ich bin Parthenia Jeffries. Mama und Papa arbeiten hier für die Chandlers. Wir wohnen da drüben in dem Haus für die Diener.“ Sie deutete mit ihrem dünnen Ärmchen über die Schulter.

„Freut mich, Parthenia. Wo sind denn die anderen?“

„Haben Sie das nicht gehört?“

„Alles, was ich weiß, ist, dass meine Tante einen Anruf bekommen hat und dann völlig überstürzt losgefahren ist. Und alle anderen auch, wie es scheint.“

„Mr Singleton ist dahin.“

„Was?“

„Jep. Einfach so dahin, und Miz Chandler ist rübergefahren und Papa und mein Bruder Cornelius auch, und ich sollte hierbleiben, also bin ich hiergeblieben.“

Langsam fiel der Groschen. „Du meinst, Mr Singleton ist *gestorben*?“

„Jep.“

„Die Singletons, die eine Tochter namens Perri haben?“

„Ja, Ma’am, und Miz Singleton ist die beste Freundin von Miz Chandler. So traurig ist das, jawohl.“ Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und sie sah mich einen Augenblick schweigend an. „Dann mach ich lieber mal das Abendessen fertig.“ Mit diesen Worten ging sie zum Tisch, wo schon Mohrrüben und Kartoffeln lagen, öffnete den Eisschrank und holte ein Stück Fleisch heraus.

Ich stand da, völlig schockiert, und dachte an Perri Singleton mit ihren klaren grünen Augen und ihrer modischen blonden Kurz-

haarfrisur, daran, wie sie mich von Anfang an nicht gemocht hatte, und sie tat mir leid. Plötzlich schossen mir Tränen in die Augen wegen einer jungen Frau, die ich eigentlich gar nicht kannte.

Gerade wollte ich die Küche verlassen, als Parthenia meinte: „Sie müssen nicht gehn. Stört mich nicht, wenn Sie weinen. Hab ja selbst grad erst aufgehört.“

Sie reichte mir ein weißes Taschentuch, das sie aus ihrer rüschenbesetzten Schürzentasche holte. „Mista Singleton war der hübscheste, freundlichste Mann, den man sich vorstellen kann. Hat mir immer Kirschbonbons geschenkt, wenn er und Miz Singleton zum Bridge hier waren.“ Parthenia schniefte laut, als wolle sie beweisen, dass sie ebenfalls geweint hatte.

„War er denn krank?“

Parthenia bekam große Augen. „Nein. Kerngesund. Miz Singleton, die ist bisschen dürr. Aber Mista Singleton war überhaupt nicht krank.“ Sie zögerte. „Höchstens vielleicht im Kopf.“

Ich wusste nicht, was ich mit dieser Aussage anfangen sollte. „Kann ich dir helfen?“, fragte ich stattdessen. Sie starrte mich an, als wäre ich splitterfasernackt, und schälte weiter Mohrrüben. „Ich kann auch etwas tun. Ich weiß, wie man kocht.“

„Gäste solln nicht helfen. Das ist unangemessen. Dafür sind wir da.“

„Oh. Aber es sieht ja keiner.“

Sie schüttelte ängstlich den Kopf. „Ist nicht angemessen.“

Ich beließ es dabei. Parthenia konzentrierte sich auf jede ihrer Bewegungen und schälte Mohrrüben und Kartoffeln.

„Wie alt bist du eigentlich?“

„Acht und drei viertel“, kam die stolze Antwort.

„Ich habe eine kleine Schwester, die ist sieben und zwei drittel.“

Parthenia sah mich mit großen Augen an und versuchte, ernst zu bleiben. Es mislang ihr. „Wie heißt sie denn?“

„Coobie.“

„Coobie? Ein Mädchen mit Coobie hab ich ja noch nie gehört.“

Beinahe wäre mir herausgerutscht, dass ich auch noch nie ein Mädchen getroffen hatte, das Parthenia hieß, aber ich verkniff es mir. „Ihr richtiger Name ist Virginia Coggins Dillard, aber irgendwie wurde Coobie daraus.“

„Ich hab keine Schwestern, aber meinen Bruder Cornelius. Er ist

fast schon vierzehn und geschickt wie kein anderer, aber reden tut er nicht. Noch kein Wort hat er gesagt, sein ganzes Leben.“

„Oh.“ Ich wusste wieder einmal nicht, wie ich auf ihre Worte reagieren sollte. „Also, ich habe noch eine Schwester, sie heißt Frances, ist dreizehn und geht auf die dreißig zu.“

Parthenia lachte laut. „Mama sagt immer, ich bin acht und geh auf die achtzehn zu.“

Von irgendwo hörten wir eine Uhr viermal schlagen. Parthenia sah erschrocken aus. „Oh. Bin spät dran. Das Wasser muss kochen.“

„Bist du für das ganze Abendessen verantwortlich?“

„Na ja, eigentlich meine Mama, aber sie ist im Gefängnis, weil sie was gestohlen haben soll. Hat sie aber gar nicht und alle wissen das.“ Parthenia schob die Unterlippe vor. „Und ich wusste das am allermeisten.“

„Sie ist im Gefängnis, obwohl sie unschuldig ist?“

„Na ja, das ist kein echtes Gefängnis, sondern wo die ganz Armen leben. Deswegen heißt es Armenhaus. Aber die Schwarzen, die da sind, müssen dableiben und die Felder bestellen. Meine arme Mama möchte so gern nach Hause. Jeden Tag betet sie, dass der Herr jemanden die Silbermesser finden lässt, damit sie wieder von dort weggann.“

„Silbermesser?“

„Die haben gedacht, Mama stiehlt die Silbermesser von Miz Chandler“, erzählte Parthenia bereitwillig. „Aber hat sie gar nicht. Besondere Messer waren das, von Miz Chandlers Grandma, und die waren tausend mal tausend Dollar wert, und eines Tages waren die weg, nach einem Fest. Wir haben überall gesucht, aber sie waren nirgendwo. Und dann kam Miz Becca hier reinstolziert und hat gesagt, Mama hätte sie geklaut.“

„Becca – meine Cousine? Die Tochter der Chandlers?“

„Ja. Ist die Älteste, aber ich mag sie kein bisschen.“

„Oh.“

„Überall haben wir gesucht und sie durften auch in unser Quartier und alles durchsuchen, und keins von den Messern war da, aber sie haben den silbernen Servierlöffel gefunden. Der fehlte nämlich auch. Also musste Mama trotzdem ins Armenhaus, weil eine weiße Lady sie beschuldigt hat und sie was gefunden haben.“

„Wie schrecklich.“

„Jawohl! Und dabei hat meine Mama von Anfang an geholfen, Miz Becca großzuziehen.“ Parthenia schüttelte enttäuscht den Kopf. „Sieht man mal. Keinem trauen darf man.“

„Wie lange ist sie denn schon dort?“

„Fast einen Monat. Am Valentinstag, nach der großen Feier, sind die ganzen Sachen verschwunden.“

„Wie lange muss sie denn noch bleiben?“

„Bis wir genug Geld verdient haben, damit wir die fünf Messer bezahlen können. Aber das schaffen wir nie. Die sind ein ganz dickes Bündel Scheine wert. Wir werden ewig arbeiten müssen, Cornelius und ich, und das mit der Schule können wir vergessen. Und dabei war Mama das gar nicht.“

„Weißt du, wer die Messer gestohlen hat?“

Parthenia sah mich ängstlich an und ging ein paar Schritte zurück.

„Ich weiß nichts, Miz Mary Dobbs. Wirklich, das versprech ich.“ Sie wandte sich ab. „Muss das Abendessen machen.“

Ich blieb neben dem großen Ofen stehen und fragte nicht weiter nach, aber die Geschichte ging mir nahe. Ich wollte Parthenia und ihrer Familie irgendwie helfen. Wie, das wusste ich nicht, aber vielleicht hatte Gott ja eine Idee.

„Papa und ich und mein Bruder, wir machen alles, so gut es geht“, sagte Parthenia mit dem Rücken zu mir. „Ich kann ja schon ganz gut kochen. Hab Mama schon mit fünf geholfen.“ Sie holte einen schweren Topf unter dem Ofen hervor und stöhnte.

„Komm, ich helfe dir.“ Ich füllte den Topf mit Wasser, während Parthenia mit einem Streichholz die Gasflamme in Gang brachte, und bald darauf waren der Schmorbraten im Ofen und das Gemüse auf dem Herd. Der Duft von Essen füllte die Küche und mir lief das Wasser im Mund zusammen. Die Küche der Chandlers kam mir vor wie das Paradies.

Als um sechs noch immer niemand zurückgekehrt war, fragte Parthenia: „Soll ich Ihnen mal den Stall zeigen?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Wieso nicht?“

Wir verließen die Küche durch den Hinterausgang, gingen an der Garage vorbei, in die bestimmt fünf Autos passten, und in den

Stall, wo die Pferde und Ponys ihre edlen Hälse und die samtigen Nasen über die Boxentüren streckten. Parthenia streichelte eins. „Das hier ist Red. Er ist mein Lieblingsspferd.“

„Reitest du ihn?“

„Nein!“, erwiderte Parthenia schockiert. „Aber manchmal darf ich Cornelius beim Füttern helfen.“ Wir liefen durch den Stall, der nach frischem Heu und Hafer roch. „Und hier sind das Schwein und die Hühner und die Kuh.“

Als wir gerade die Scheune verlassen hatten und uns auf den Weg zum See machten, hörten wir ein Auto. „Oh nein!“, rief Parthenia. „Wir müssen zurück zum Haus, schnell!“ Sie nahm die Beine in die Hand und ich gab mir Mühe, ihr zu folgen. Wir stürmten durch die Hintertür in die Küche und ließen die Moskitotür hinter uns zuklappen.

Kurz darauf trat der Mann ein, der uns vom Bahnhof nach Hause gefahren hatte. „Hallo, Miz Mary Dobbs“, sagte er und nickte. Er sah sehr ernst aus und er war groß – nicht nur groß, sondern regelrecht stämmig. Sein kompletter Körper schien aus Muskeln zu bestehen. Ich nahm mir vor, Hosea niemals wütend auf mich zu machen. Aber dann kniete er sich hin und Parthenia rannte zu ihrem Vater und fiel ihm um den Hals. Plötzlich sah er nicht mehr so bedrohlich aus.

„Stimmt es, Papa? Ist er wirklich tot? Musstest du ihn runterholen? Mussten Cornelius und du das machen?“

Er warf mir einen besorgten Blick zu und strich Parthenia über die Zöpfchen. „Schh. Zu viele Fragen, und keine für ein kleines Mädchen. Mmh, riecht aber gut hier. Wer hat denn hier so lecker gekocht?“

Parthenia strahlte. „Ich war das!“

Er hob sie hoch, wirbelte sie herum und dann holte er den Braten aus dem Ofen, zerteilte ihn und belud zwei Teller mit Fleisch, Kartoffeln und Mohrrüben. „Der Rest kommt ins Auto. Die Singletons werden so viel Essen brauchen, wie sie kriegen können.“

Innerhalb von fünf Minuten war er wieder verschwunden.

Ich verbrachte meinen ersten Abend im Haus der Chandlers am Küchentisch mit lustlosem Herumgestochere auf dem Teller. Parthenia saß neben mir. Ich hatte den Appetit verloren.

Später lag ich im Bett und musste an meine Freundin Jackie denken, an ihre braune Lockenmähne und die frechen Augen. Fast konnte ich ihr helles Lachen hören. Und unweigerlich stand mir wieder das Bild von ihrem Sarg vor Augen. Ich sah Mutter in Tränen aufgelöst, Vater am Grab, sein rundes Gesicht bleich, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen, und Jackies Mutter in sich zusammengefallen vor Trauer.

Das Zimmer fing an sich zu drehen und ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Baldachin heruntergeschwebt wäre und mich in seine luftigen Falten eingewickelt hätte, bis mir die Luft ausging. Mühsam setzte ich mich auf, hielt mir den Bauch und wartete, bis das Schwindelgefühl nachließ.

Als ich die Augen schloss, sah ich die hübsche Perri Singleton vor mir, aus deren Augen Missachtung blitzte – auch wenn es eine recht milde Form war – und heftiger Stolz. Sie schien mir eine junge Frau mit Mumm und Entschlossenheit zu sein. Ob das genügen würde, diese schlimme Tragödie zu überstehen? Als ich mir vorstellte, wie sie auf ihrem Bett saß und ihr die Tränen über die Wangen liefen, wurde mir ganz schwer ums Herz. Plötzlich wusste ich, was sie brauchte.

Schnell ging ich zur Kommode und zog die oberste Schublade auf, in der meine armselige Unterwäsche lag. Unter meinen Hemdchen holte ich ein dünnes, hellblaues Büchlein hervor. „*Hinter den Wolken ist der Himmel blau*“, las ich laut vor und dachte an den Augenblick vor einigen Monaten, als Hank es mir überreicht hatte. Schon der Gedanke daran ließ mein Herz höherschlagen.

Ich hatte in einer der hinteren Kirchenbänke gesessen und mich über mein Geschichtsbuch gebeugt. Nebenbei hatte ich einen kleinen Zopf mit meinen Haaren gemacht und ihn immer wieder aufgedrösel.

„Hey, Mary Dobbs!“ Hank kam auf mich zu und blieb neben mir stehen. „Geht’s dir gut?“

Ich zuckte mit den Schultern.

Er sah mich genauer an. „Du siehst nicht gut aus. Irgendetwas liegt dir auf der Seele. Möchtest du darüber reden?“

Hank half Vater seit knapp drei Monaten und wir hatten schon öfter Gespräche miteinander geführt. Aber was mich heute beschäftigte, passte nicht in die Kategorie Small Talk.

„Hast du jemals Zweifel?“, fragte ich.

„Zweifel woran?“

„An allem. Am Glauben, am Leben, am Menschsein – an allem einfach.“

Er setzte sich in die Bank vor mir und drehte sich in meine Richtung. „Nur jeden zweiten Tag etwa.“

„Wirklich? Du? Ein Theologiestudent? Du hast Zweifel?“

„Natürlich. Gar nicht mal so selten.“

Hank kam mir wie ein verlässlicher junger Mann vor. Er war kein Schürzenjäger, nicht übermäßig ehrgeizig, nicht anstrengend. Eben vernünftig. Wir saßen hinten in der Kirche und schwiegen. Ich weiß nicht, was ihm durch den Kopf ging, aber ich dachte an Jackie, wie sie mit gerade einmal achtzehn Jahren gestorben war und wie sehr das anderthalb Jahre später immer noch wehtat.

Schließlich sagte ich leise: „Eine Freundin von mir ist gestorben, viel zu jung, und das ist so unfair.“

„Das tut mir sehr leid.“ Mehr sagte er nicht. Er blieb schweigend vor mir sitzen, eine halbe Stunde, ohne ein weiteres Wort. Aber seine Gegenwart tröstete mich.

Am nächsten Tag tauchte Hank wieder auf. Die eine Hand hatte er in der Hosentasche, mit der anderen hielt er mir ein Büchlein hin. „Das ist für dich.“

„Was ist das?“

„Nur ein Buch, das dir vielleicht gefällt. Es gehörte meiner Großmutter.“

Als ich es nahm, berührten sich unsere Hände. Ich wurde rot und zögerte. „Das kann ich nicht annehmen.“

„Großmutter meinte, ich sollte es an jemanden weitergeben, dem es nicht gut geht, der innerlich verletzt ist.“

„Oh.“ Ich sah zu Boden, damit er die Tränen in meinen Augen nicht sah. Ich hatte ihm von Jackie erzählt und er wollte helfen. „Danke“, mehr brachte ich nicht heraus.

„Gott hat ihr mit diesem Buch geholfen, hat sie mir erzählt.“ Hank lächelte vorsichtig. „Du musst es nicht behalten, wenn es dir nicht hilft. Großmutter gab es mir, nachdem mein Vater starb. Ich konnte seinen Tod einfach nicht akzeptieren und war wütend auf alle und jeden. Vor allem auf Gott.“

Ich umklammerte das Buch. „Danke“, wiederholte ich.

Das war nun schon Monate her. Und jetzt war ich mir hundertprozentig sicher, dass Perri Singleton dieses Buch bekommen sollte. Da war es wieder, dieses Gefühl. Ich *wusste* es einfach. Vater nannte das „das Drängen des Heiligen Geistes“ und Mutter lachte dann immer und meinte, es wäre eher weibliche Intuition.

Mir war es egal. Ich fühlte es nun mal.

Ich ging neben meinem Bett auf die Knie, sagte das Vaterunser auf und betete dann für meine Familie, Hank, die Chandlers und die Jeffries. Und am Schluss sagte ich: „Und sei bitte bei den Singletons und tröste sie.“

Gerade wollte ich aufstehen, da fiel mir noch etwas ein. „Und lieber Gott, danke für Perri Singleton. Wir werden bestimmt gute Freundinnen. Amen.“

Wieder so eine Sache, die ich einfach wusste.

Kapitel 3

Perri

Zuerst gab ich dem alten Präsident Hoover die Schuld an Daddys Tod. Ich brauchte einen Schuldigen, neben Daddy, damit ich die Wut und Trauer überhaupt aushalten konnte. Herbert Hoover war schuld und mit dieser Überzeugung machte ich mich daran, die unzähligen Details der Beerdigung zu klären.

Hochzeiten plant man ein Jahr im Voraus. Beerdigungen, zumindest die von Daddy, kommen von hinten angebraust und werfen einen um. Und während wir versuchten, wieder auf die Beine zu kommen, halfen mir diese dringlichen Aufgaben, den Hass hinunterzuschlucken.

Spät abends brachte Ben, der Sohn von unserem Diener, Barbara und Irvin nach Hause. Mama saß auf der geschlossenen Veranda im Schaukelstuhl. Wir drei Geschwister setzten uns ihr gegenüber auf das Rattansofa. Barbara baumelte mit ihren dünnen Beinchen. Meine Schwester war gerade einmal dreizehn, hatte strahlend blaue Augen und ihre goldbraunen Löckchen waren frisch frisiert. Sie schmolte. „Warum musste ich nach Hause kommen? Ich wollte doch bei Lulu schlafen.“

„Ich weiß“, flüsterte Mama. „Ich weiß, Barbara, aber es ist etwas Schlimmes passiert.“

Irvin, zehn, Sommersprossen und zu klein für sein Alter, blickte mit verschränkten Armen finster drein. Er drückte die Zehenspitzen nach unten, wodurch seine Baseballschuhe gerade so den Boden berührten. „Hab ich gleich gemerkt“, sagte er. „Ben hat uns abgeholt und keinen Ton gesagt. Auf der ganzen Fahrt hat er nur geradeaus gestarrt. Ben ist doch sonst nicht so.“

„Was ist denn passiert?“ Jetzt klang Barbara ängstlich.

Mama schloss kurz die Augen und ich dachte, sie würde zusammenbrechen. „Daddy ist ... gegangen.“